

# Der Spiegel

für

## Kunst, Eleganz und Mode.

(Achter Jahrgang.)

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postzus- } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen-  
 sendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten } (Festungsauffahrt), in Ferd. Tomasas Kunsthand-  
 Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. C. M. } lung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Claude Gueux.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens, als die Gefangenen paarweise aus den Schlaffälen in die Werkstätten geführt wurden, ward Albin, der neben Claude ging, von einem der Stollknechte zu dem Aufseher abgerufen. „Was will man von dir?“ fragte Claude. „Ich weiß es nicht,“ entgegnete Albin. Der Stollknecht führte Albin hinweg.

Der Morgen verstrich. Albin kam nicht in die Werkstätte. Als die Zeit des Essens herannahte, hoffte Claude den Freund im Hofe zu finden. Albin kam nicht in den Hof. Man kehrte in die Werkstätte zurück; Albin war nicht unter den Arbeitenden. So verstrich der Tag. Abends, als man die Gefangenen in den Schlaßsaal zurückführte, suchte Claude den Freund mit den Augen, ohne ihn zu finden. Er schien in diesem Augenblicke tief zu leiden, denn er richtete das Wort an einen der Stollknechte, was er sonst nie that. „Ist Albin krank?“ fragte er. „Nein,“ erwiderte der Stollknecht. „Wie kommt es denn, daß man ihn heute gar nicht sieht?“ fragte Claude. „Weil man ihm ein anderes Quartier angewiesen hat,“ antwortete jener gleichgiltig. — Zeugen, welche später über diese Thatsache abgehört wurden, bemerkten, daß auf diese Antwort Claude's Hand, welche ein Licht hielt, ein leichtes Zittern besiel. Ruhig fragte er noch einmal: „Wer hat denn diesen Befehl gegeben?“ — „Herr D...“ war die Antwort; so hieß der Aufseher der Werkstätten.

Der folgende Tag verstrich, wie der verfloßene, ohne Albin.

Abends, zur Zeit der Feierstunde, machte Herr D. seinen gewöhnlichen Gang durch die Werkstätte. Sobald ihn Claude von weitem erblickte, nahm

er seine grobe Mütze ab, knöpfte sein graues Wamms, die traurige Livree von Clairvaux, zu — denn es ist Grundsatz in den Gefängnissen, daß ein ehrerbietigst zugedknöpftes Wamms die Vorgesetzten günstig stimmt. Mit der Mütze in der Hand stand er aufrecht am Eingange zu seiner Bank und wartete das Vorübergehen des Aufseher ab. Als er vorüber war, sagte Claude: „Herr D.“ — der Aufseher hielt an und drehte sich halb um. „Ist es wahr, Herr D.“ sagte Claude, „daß man Albin eine andere Wohnung angewiesen hat?“ „Ja,“ antwortete der Aufseher. — „Herr D.“ fuhr Claude fort, „ich bedarf Albin's, um zu leben. Sie wissen, daß die Portion des Hauses mich nicht satt macht, und daß Albin sein Brod mit mir theilte.“ — „Das ist seine Sache,“ entgegnete der Aufseher. — „Wäre es nicht möglich, Albin und mich in dieselbe Wohnung zu versetzen?“ — „Unmöglich, die Verfügung ist bereits getroffen.“ — „Von wem?“ — „Von mir.“ — „Herr D. . . , Leben oder Tod hängt für mich davon ab, und bei Ihnen steht es, darüber zu entscheiden.“ — „Ich nehme eine einmal getroffene Verfügung nie zurück.“ — „Herr D., habe ich Sie je mit irgend etwas beleidigt?“ — „Niemals.“ — „Warum trennen Sie mich also von Albin?“ — „Weil es mir so gefällt.“

Nach dieser Erklärung setzte der Aufseher seinen Weg fort.

Claude senkte das Haupt und antwortete nichts mehr. Beklagenswerther Löwe im Käfig, dem man seinen Hund nahm!

Es verdient übrigens erwähnt zu werden, daß der Kummer über diese Trennung den gewissermaßen krankhaften Heißhunger des Gefangenen um nichts verminderte. Es schien überhaupt keine Aenderung in ihm vorzugehen. Mit keinem seiner Kameraden sprach er von Albin. In den Erholungstunden ging er für sich im Hofe auf und ab — und hatte Hunger. Dabei blieb.

Diejenigen, welche ihn genauer kannten, bemerkten auf seinem Gesichte etwas Unheimliches und Düsteres, das sich von Tag zu Tag vermehrte. Uebri gens war er sanfter als je.

Mehrere erbaten sich, ihre Portion mit ihm zu theilen, aber er verweigerte es lächelnd.

Seit jener Erklärung, welche ihm der Aufseher gegeben hatte, that er jeden Abend etwas, das von Seite eines so ernsten Menschen in Erstaunen setzte. In dem Augenblicke nämlich, in welchem der Aufseher auf seinem gewöhnlichen Gang vor seinem Plaze vorüberging, schlug Claude die Augen auf und sah ihn fest an. Hierauf richtete er mit einem Tone voll innerer Beklemmung und Grimm, der eben so viel mit der Bitte als mit der Drohung gemein hatte, nur die zwei Worte an ihn: „Und Albin?“ — Der Aufseher stellte sich, als habe er nichts gehört, oder er ging weiter, indem er die Achseln zuckte.

Dieser Mensch hatte Unrecht, die Köpfe zu zucken, denn allen Zuschauern dieser sonderbaren Szene war es klar, daß Claude Gueux innerlich zu irgend etwas entschlossen sei. Das ganze Gefängniß sah mit Bangigkeit dem Resultate dieses Kampfes zwischen Eigensinn und Entschluß entgegen.

Es ward durch Zeugen bestätigt, daß Claude unter Anderem einmal zu dem Aufseher sagte: „Herr D., ich bitte darum, geben Sie mir meinen Gefährten zurück. Ich versichere Sie, Sie würden wohl daran thun. Merken Sie sich, daß ich es Ihnen sagte.“

Ein andermal, eines Sonntags, als er im Hofe auf einem Steine saß, die Ellbogen auf die Knie gestemmt und das Gesicht mit den Händen bedekt, und in dieser Stellung mehrere Stunden unbeweglich sitzen blieb, näherte sich ihm der Gefangene Faillette und rief ihm lachend ins Ohr: „Was Teufel machst du denn da?“ — Claude hob langsam sein ernstes Angesicht in die Höhe und sagte: „Ich richte E i n e n.“

Eines Abends endlich, am 25. Oktober 1831, zertrat Claude in dem Augenblicke, in welchem der Aufseher die Runde machte, ein Uhrenglas, das er Morgens gefunden hatte, mit großem Geräusche. Der Aufseher fragte nach der Ursache desselben. „Ich bins,“ sagte Claude; „Herr D., geben Sie mir meinen Gefährten zurück.“ — „Es kann nicht sein!“ erwiderte dieser. — „Es muß sein,“ sagte Claude mit tiefer und fester Stimme; indem er den Aufseher scharf ansah, fügte er hinzu: „Ueberlegen Sie es; heute ist der 25. Oktober; ich lasse Ihnen Bedenkzeit bis zum 4. November.“

Einer der Stollknechte bemerkte dem Aufseher, daß Claude ihm gedroht habe und daher Kerkerstrafe verdiene. „Nichts von Kerkerstrafe,“ erwiderte der Aufseher mit verächtlichem Lächeln, „man muß diese Leute gut behandeln.“

Am folgenden Tage näherte sich der Gefangene Verrot dem Claude Gueux, der einsam und nachdenkend auf- und abging, mit den Worten: „An was denkst du, Claude? Du siehst traurig aus!“ — „Ich fürchte, es möchte dem guten Herrn D. demnächst irgend ein Unglück zustoßen.“

Vom 25. Oktober bis zum 4. November sind es volle neun Tage. Claude ließ nicht einen vorübergehen, ohne den Aufseher von dem täglich schmerzlicher werdenden Zustande in Kenntniß zu setzen, in welchem ihn Albin's Verschwinden verfestete. Der Aufseher, darüber aufgebracht, verurtheilte ihn einmal zu 24 Stunden Kerkerstrafe, weil die Bitte allzusehr einer Aufforderung glich.

Der 4. November brach an. Claude stand mit einem heitern Gesicht auf, wie man es seit dem Tage, an welchem Herrn D...s Entschluß ihn von Albin trennte, nicht mehr an ihm bemerkt hatte. Sofort wühlte er unter seinen wenigen Effekten und zog endlich eine Scheere hervor, das einzige, was ihm geblieben war von dem Weibe, das er einst liebte, von der Mutter seines Kindes, von der glücklichen kleinen Haushaltung der frühern Zeit. In dem Augenblicke, als er den alten Kreuzgang durchschritt, der Winters zu Erholung der Sträflinge diente, näherte er sich dem Gefangenen Ferrari, der eben die ungeheuren Gitter des Fensters aufmerksam betrachtete. Claude zeigt Ferrari die kleine Scheere mit den Worten: „Diesen Abend werde ich jenes Gitter mit dieser Scheere entzwei schneiden.“ Der ungläubige Ferrari lachte und Claude desgleichen.

An jenem Morgen arbeitete er mit mehr Eifer als sonst. Nie war es ihm so rasch von der Hand gegangen. Er schien besondern Werth darauf zu legen, diesen Vormittag noch einen Strohhut zu vollenden, den ihm ein Bürger von Troyes zum Voraus bezahlt hatte. Kurz vor der Mittagsstunde ging er unter irgend einem Vorwande in die Tischlerwerkstätte hinab, die sich zu ebener Erde unterhalb derjenigen befand, in welcher er arbeitete. Claude war hier wie anderwärts gern gesehen. Weil er jedoch nur selten hier erschien, so ward er sogleich von allen Seiten umringt und bewillkommt. — Claude durchlief den Saal mit einem raschen Blicke. Keiner der Aufseher befand sich in dem:

selben. „Wer kann mir ein Beil leihen?“ fragte er. — Wozu? war die Antwort. — Um diesen Abend den Aufseher D. damit umzubringen, erwiderte er kurz. — Man bot ihm mehrere Beile zur Auswahl dar. Er nahm das kleinste, verbarg es in der Tasche seiner weiten Beinkleider und verließ den Saal. Sieben und zwanzig Sträflinge befanden sich in demselben. Keinem hatte er Stillschweigen auferlegt; alle beobachteten das tiefste Geheimniß. Selbst unter sich sprachen sie nichts davon. Jeder harrete dessen, was geschehen würde.

Eine Stunde später näherte sich der Sträfling Faillette dem Claude Gueux, und fragte ihn, was er denn in seinen Beinkleidern versteckt habe. Claude antwortete: ein Beil, um diesen Abend Herrn D. damit zu tödten; sieht man es denn? fügte er noch hinzu. Etwas, erwiderte Faillette.

Der Rest des Tages verfloß wie gewöhnlich. Um 7 Uhr Abends schloß man die Sträflinge je abtheilungsweise in ihre Werkstätten ein; die Vorgesetzten ließen sie allein bis zur Zeit der Kunde des Aufsehers, wie dies jeden Abend geschah.

Claude Gueux fand sich daher mit seinen Handwerksgenossen in Einem Saale eingesperrt.

Sofort ereignete sich hier eine außerordentliche Szene, die vielleicht einzig in ihrer Art ist.

Es befanden sich hier, wie es sich später aus der Untersuchung ergab, 82 Diebe, Claude Gueux mit inbegriffen. Sobald die Vorgesetzten den Saal verlassen hatten, trat Claude auf seine Bank und erklärte seinen Genossen, daß er etwas zu sagen habe. Sogleich herrschte allgemeine Stille. Hierauf sprach Claude mit lauter Stimme: „Ihr Alle wißt, daß Albin mein Bruder war. Ich werde von dem, was man mir hier zu essen gibt, nicht satt. Selbst wenn ich das wenige, was ich verdiene, nur auf Brod verwenden wollte, würde es nicht hinreichen. Albin theilte seine Portion mit mir. Anfangs liebte ich ihn, weil er mich erhielt, später, weil er mich liebte. Herr D. hat uns getrennt. Ihm konnte wohl wenig daran liegen, ob wir beisammen blieben oder nicht. Allein der Aufseher ist ein böser Mensch, der in den Qualen Anderer seinen Genuß findet. Ich habe Albin von ihm zurückverlangt; ihr waret Zeugen, daß er nicht einwilligte; ich setzte ihm eine Frist bis zum 4 November; dafür hat er mich in den Kerker geworfen. Während dieser Zeit habe ich Gericht über ihn gehalten und ihn zum Tode verurtheilt.“ \*) Heute ist der 4. November. In zwei Stunden wird er seine Kunde machen. Ich kenachrichtige euch, daß ich ihn tödten werde. Hat Einer etwas dagegen einzuwenden?

Alle beobachteten tiefes Schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

#### Berlin im Jahr 1835.

Folgendes sind einige, vielleicht nicht uninteressante, Data über Berlins Statistik im Jahre 1835. Es gibt hier nicht weniger als 24 Asskuranzgen und Agenturen, die Racherer Gesellschaft hat deren allein 4. Hospitäler hat Berlin 16. Wenn man die allgemeinen Klagen hört, wegen Ueberfüllung

\*) Wörtlich die Ausdrücke Claude's.

an Ärzten, so verwundert man sich, daß Berlin bei einer Bevölkerung von 252,000 Seelen deren nicht ganz 250 hat, in welcher Zahl aber freilich die sogenannten Chirurgi forenses, die Stadtwundärzte erster und zweiter Klasse, nicht mit eingeschlossen sind. Privilegirte Apotheker haben wir 30. Auf jeden Apotheker kommen ungefähr: 1 Branntweinbrenner, 4 Destillateurs, 3 Konditoren, eben so viele Weinhandlungen, an 9 Schenkwirtschaften und 4 Saflagien, welche alle jenen bestens in die Hände arbeiten. 18 Einwohner beschäftigen sich ausschließlich mit dem Blutegelverkauf. Für die Verbreitung der Wissenschaften sorgen 54 Buchhändler, 23 Antiquare und 1 Landkartenhandlung, für die Vertreibung der Langeweile 38 Leihbibliotheken. Privatlehrer gibt es über 300, wovon fast die Hälfte aus Musiklehrern besteht; die Fortepianofabriken stehen damit in Verhältniß, es gibt deren 56. Maler nennen sich über 200 hier, darunter 50 Porzellan- und 2 Glasmaler; Kupferstecher gibt es 64, und lithographische Druckereien 26, hierunter ist das kön. lithographische Institut mit einbegriffen. Bildhauer zählt Berlin 45, Maschinenbauer 36. Wie zahlreich die Patrimonialgerichte bei uns noch sind, davon zeigt die Anzahl derselben in der Hauptstadt allein, es sind deren 82. Eines derjenigen Gewerbe, welche am meisten darniederliegen, ist das der Juweliere und Goldarbeiter, was Wunder aber auch, es gibt ihrer nicht weniger als 240, während bei der Konkurrenz mit dem Auslande kaum für den dritten Theil Beschäftigung genug da ist. Drei Leute geben sich mit einem seltsamen Geschäfte ab, sie verleihen nämlich, nicht etwa Geld auf Pfänder, sondern Kleider für Geld! Man kann sie als Costümierer unserer Vorstadt-Bälle betrachten. Trotz dem berühmten Sandboden unserer Mark ernähren sich doch hier an 300 Gärtner von den Erzeugnissen ihres Bodens. Am überfülltesten von allen Gewerben aber ist das der sogenannten Viktualienhändler. Es sind dies Leute, welche gewöhnlich eine Kellerwohnung inne haben, und Käse, Schinken, Branntwein, Weißbier im Kleinen verkaufen. Ueber 800 solcher Keller haben wir schon, und noch ist die Zahl immer im Steigen; denn jeder Hausknecht, der seiner Arbeit müde ist, bindet eine blaue Schürze um und wird Viktualienhändler. — Einen sehr unangenehmen Eindruck hat ein Artikel der Vofener Zeitung gemacht, welcher von einem Juden erzählt, der einem Hirtenjungen mit einem Messer die Hand aufschlitzte und dabei an den alten Aberglauben erinnert, daß die Juden das Blut von Christenkindern zu gewissen Zwecken brauchten. Es ist dies um so auffallender, da dieser Artikel in dem Blatte einer Stadt steht, die eine so starke Anzahl von Juden hat, deren Gefühle bei einer solchen empörenden Hindeutung auf das Tiefste gekränkt werden mußten.

#### Die Apollo-Lyra.

Dieses in seiner Art originelle Instrument ist von dem Erfinder, Hrn. Ernst Leopold Schmidt aus Heiligenstadt in Preußen, vor etwa 2 bis 3 Jahren verfertigt und seitdem bedeutend vervollkommen worden. Ursprünglich liegt demselben die Idee des von Weinreich erfundenen Psalmodicons zu Grunde; die darin angebrachten Verbesserungen berechtigen indessen Hrn. Schmidt,

seinem Instrumente den vollen Werth einer eigenen Erfindung beizumessen. Die Apollolyra ist ein Blasinstrument von 4 Oktaven mit 42 Klappen und 6 Löchern; die äußere Form ist geschmackvoll, und ganz der einer Leyer entsprechend. Sie vereinigt den Ton der Klarinette, der Oboe, des Fagotts und der Hörner in sich; besonders ansprechend sind die Töne des Horns, die auch durch eine besondere Vorrichtung, ohne angeblasen zu werden, bloß durch Griffe, wie im Echo erklingen. Hr. Schmidt hat mit seinem Instrumente mehrere Hauptstädte Europa's besucht, und von der Académie l'Industrie in Paris, so wie von dem Londoner Museum of national Manufactures and mechanical Arts anerkennende Diplome und Medaillen, auch von den ersten Komponisten und Tonkünstlern (Hummel, Cherubini, Paër, Rossini, Meyerbeer, Moscheles u. m. a.) sehr ehrenvolle Zeugnisse über seine Erfindung erhalten. Er ist in diesem Augenblick in Nürnberg.

## Zeitung der Novitäten und Ansichten.

### Literatur.

Wien (20. Feb.) In der *Mezitaristenbuchhandlung* wird ein für die Monarchie, besonders für Ungarn und die mit demselben einverleibten Provinzen, höchst interessantes Werk erscheinen, welches sich bereits unter der Presse befindet. Es wird den Titel führen: *Ethnographisches Gemälde der slavonischen Militärgrenze oder ausführliche Darstellung der Lage, Beschaffenheit und politischen Verfassung des Landes, dann der Lebensart, Sitten, Gebräuche, der geistigen Bildung und des Charakters den Bewohner* (nebst Beiträgen aus der *Volkspoesie der Serben*) von *Spiridion Josowitsch*. Der Verfasser, welcher seinen literarischen Beruf bereits durch mehrere Aufsätze bekundet hat, ist in der Militärgrenze geboren, und es läßt sich daher ein glänzender Erfolg des ganzen Unternehmens billigerweise erwarten. — *Franz Fizingger*, bereits in der literarischen Welt auf eine rühmliche Weise bekannt, ließ einen Band seiner Dichtungen in Leipzig bei

*Hartmann* erscheinen, in welchem sich manche erfreuliche poetische Blüthe befindet. Eine gewisse Legerität in der Behandlung, welche jetzt aber in einem noch viel ärgeren Grade, seit *Heine's* lieberlichen Gedichten erschienen sind, unter vielen unserer jüngeren Poeten eingerissen ist, dürfte der einzige Vorwurf sein, welchen man den Verfasser zu machen veranlaßt wäre. Uebrigens liegt jedem seiner Gedichte eine poetische Tendenz zu Grunde, welche nicht selten neu genannt werden darf und Komposteur wie Deklamator werden in dieser Sammlung nicht vergebens nach tauglichen Piecen suchen. — So eben erschien auch bei *J. B. Wallishauser* in Wien: *Balladen und Romanzen von Joh. N. Vogl*. Zur Empfehlung dieser Sammlung, welche mit einem trefflichen Kupferstich von *Passin*, gezeichnet von *Steinruker*, geziert ist, dürfte eine vaterländische Ballade, welche auch in der „*Huldigung der Frauen*“ von *Castelli* erschien und beifällig aufgenommen wurde genügen sein. (Wie werden diese Ballade nächstens im Spiegel mittheilen. N.) Chestens werden auch bei *Franz Lechner* vier Bände

Novellen  
machen

It

W

ziert si  
schwarze  
men:  
Saphir  
ben, ab  
mens ni  
ben und  
Welt, w  
Mohr zu  
was der  
Phänom  
Kant all  
zius H  
des berü  
so wirk  
Hundsp  
Gelehr  
vorziehe  
erschei  
zius H  
men und  
Viellei  
wöhnlich  
deuten,  
Schade  
sent wur  
findig  
wenn es  
Kritiker  
Spizius  
der Mar  
gehörig  
schon vo  
wohl er

\*) De  
wi  
W  
„C  
lich

Novellen von unserem fleißigen Schu-  
macher an das Licht treten. P.

### Korrespondenz.

Wien (20. Febr.). Hier produ-  
ziert sich bereits längere Zeit ein  
schwarzes Spizhündchen unter dem Na-  
men: „Der gelehrte Mohr.“  
Saphir hat seine Biographie geschrie-  
ben, aber in Hinsicht seines Herkom-  
mens nicht genügenden Aufschluß ge-  
geben und ich beeile mich, der gelehrten  
Welt, wozu jedenfalls der gelehrte  
Mohr zu zählen ist, das nachzuholen,  
was der Biograph versäumte. Dieses  
Phänomen in der Thierwelt, dieser  
Kant aller Hunde heißt eigentlich Spi-  
zius Hoffmann, und ist ein Enkel  
des berühmten Spizes, der Jean Paul  
so wirksam unterstützte, als er die  
Hundeposttage schrieb; wie aber die  
Gelehrten schon sind, und es manchmal  
vorziehen, unter fremden Namen zu  
erscheinen, so wählte sich auch Spi-  
zius Hoffmann einen anderen Na-  
men und trat als Mohr in die Welt.  
Vielleicht wollte er damit auf die ge-  
wöhnliche Armut der Gelehrten hin-  
deuten, die auch immer schwarz sind \*).  
Schade daß dieser Spiz kein Rezen-  
sent wurde, er hätte jedenfalls spi-  
zifindige Rezensionen geschrieben, und  
wenn es Bullenbeißer unter den  
Kritikern gibt, warum keine Spize?  
Spizius = Hoffmann = Mohr wäre ganz  
der Mann dazu, er könnte jedes Stück  
gehörig beschürffeln, er würde  
schon von Weitem den Braten und ob-  
wohl er nicht zu schreiben versteht, wä-

\*) Dem Wiener Korrespondenten  
wird mans verzeihen, daß er einen  
Wiener Lokalismus gebraucht.  
„Schwarz sein“ heißt näm-  
lich: „nicht bei Kasse sein.“  
H.

re es ihm ein Leichtes, aus seinem Let-  
ternkasten die nettesten Rezensionen zu-  
sammenzusetzen und dabei die ohnehin  
schon stereotyp gewordenen Formen und  
Epitheten schönstens zu benützen. So  
versehlt in dieser Welt manches Tas-  
lent den Weg, den es zur Unsterblich-  
keit führen könnte. — Was des Hünd-  
chens Kunststücke anbelangt, so erregen  
sie wirklich gerechtes Erstaunen, und  
man weiß nicht, soll man mehr die Ge-  
duld des Lehrers oder die Kapazität  
des vierfüßigen Scholaren bewundern.  
Er rechnet, setzt Worte zusammen,  
spielt Domino u. dgl. m., kurz er  
ist ganz gewiß verständiger als man-  
cher N. N. — Das herrliche Gebäude  
der priv. österr. Nationalbank ist seit  
dem glorreichen Geburtsfeste Se. Ma-  
jestät des Kaisers mit lausendem Gase  
beleuchtet. Das Imposante dieser Be-  
leuchtung ist unbeschreiblich. Taghelles  
Licht übergießt alle Gänge und Ge-  
mächer des großartigen Pallastes, als  
wollte es den Tag sein Recht streitig  
machen. In Menge hatten sich die  
Schaulustigen versammelt und entzückt  
und zufrieden über den überraschenden  
Anblick verließen Alle den Ort, mit  
dem Wunsche, daß diese nützliche und  
schöne Erfindung recht allgemein benützt  
werden möchte. — Der Wiener = Sun-  
nel, das sogenannte Elysium, ist nun  
in einen „Tempel der Nacht“  
verwandelt worden. Eine Menge Sel-  
lige (Wein =, Tanz = und Liebes-  
Selige) besuchen dieses Elysium noch  
immer, wo Herr Franz Schauer als  
Musikdirektor den Reigen anstimmt.  
Cyklopen und Najaden (Schlosserge-  
fellen und Wäscherinnen) tragen zur  
Illusion manches bei und wenn nicht  
die drückende Hitze eher an die Hölle  
und der manchmal unangenehm wer-  
bende Geruch an den Tartarus mit dem  
Styx mahnte, so könnte eine rege  
Phantasie vergessen, daß man in einem

Weinkeller sich befinde und das Elysum sich so reizend und angenehm denken, als es in der Wirklichkeit wahrlich nicht ist! — Der Tempel der Nacht ist eigentlich ein düsteres Zeiteugemach dieser Weinkatacomben. Eine entsprechende Beleuchtung — man könnte sie eine negative nennen, macht das Ding beinahe interessant, weil man eigentlich sehr viel sehen könnte, wenn was zu sehen wäre, und man immer denkt, die Nacht ist schuld, daß man von der Nacht nichts sieht. Auch hier bleibt der Phantasie ein großer Spielraum übrig und mit Hilfe des vielversprechenden Anschlagzettels, kann man sich die schönsten Dinge vorstellen.

Ubi aphoros.

## Miszellen.

Berlin. Hier ist neulich Einer, der's Pulver nicht erfunden hatte, wie ein Fürst mit 4 Pferden auf einem Wagen durch die Stadt gefahren, und hat sich das neugierige Volk, das ihm Beifall zurief, mit ruhiger Fassung befehen. Es war ein geborner Mecklenburger, der größte Dohs, den's geben soll, und den ein Berliner Metzger für 370 Thaler gekauft und vor seinem letzten Stündlein öffentlich herumzuführen hat.

Lyon. Ein Messerschmied soll die Kunst, den Stahl zu härten, in so hohem Grade vervollkommenet haben, daß er mit einem so gehärteten Messer ein Kupferstück von 2 Sous durchschneiden kann, ohne daß die Schneide des Messers selbst im Geringsten dadurch leidet.

Bordeaur. Ein Polizeikommissär verkleidete sich vor Kurzem des Abends als Matrose, um eine Bande

Diebe aufzuspüren. Unterwegs begegnete er aber der Patrouille der Nationalgarde, der er verächtlich vorkam, und die ihn trotz aller seiner Versicherungen, daß er ja ein Polizeikommissär sei, und obgleich er die verstellten Zeichen seiner Amtswürde vorwies, ins Gefängniß brachte, aus dem er dann freilich bald wieder entlassen wurde.

München. Das Münchener Tagesblatt berichtet: Am verfloffenen Sonntage haben die hiesigen herrschaftlichen Bedienten einen glänzenden Ball im königl. Odeon veranstaltet. Was wird noch alles mit dem königl. Odeon geschehen?

Stockholm. Der berühmte englische Jagdliebhaber Hr. Lloyd zu Gothenburg in Schweden hat das Unglück gehabt, einen seiner liebsten Jagdsgefährten, Swensson, statt eines Bären, aus Irthum zu erschießen. Derselbe war in einem schwarzen Pelz, das Krause nach Außen gekehrt gekleidet.

Paris. Ein Kerl, der wegen Räubereien zu dreijähriger, und wegen Schmähung der Richter zu weiteerer einmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt war, stand am 6. Februar, da er appellirt hatte, vor dem königl. Gerichtshofe zu Paris. Als der Präsident ihm angekündigt hatte, daß der Gerichtshof die Strafe bestätige, rief der Gefangene: „Warten Sie einen Augenblick, ich will Ihnen danken.“ In demselben Augenblick zog er seine zwei Holzschuhe aus, und schleuderte sie mit äußerster Gewalt dem Präsidenten nach dem Kopfe. Zum Glücke verfehlten sie ihr Ziel; doch wurde einer der Räte am Halse getroffen. Der Gerichtshof fügte der Strafe des Spitzhuben noch weitere 5 Jahre hinzu.

Beilage: Der Schmetterling. Nr. 3.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.